Kurzgeschichte

Lauschangriff

Adolf Jens Koemeda

– Es stinkt mir, sagte der Kleinere.
– Mein Gott, wie lange soll das noch so weitergehen?
– Du hast keine Wahl, mein Lieber.
– Das sagst du!
– Moment ... kannst du etwas? Hast du etwas gelernt? Oder gibt es Geld in unserer Familie? ... Siehst du! Nein, du hast wirklich keine Wahl.
– Ich weiss ... oder eben: vielleicht doch!
– Wo? Wo bitte? Bist du ... nein, doof bist du nicht. Nur ziemlich naiv.

Sie waren noch jung, ich schätzte zwischen zwei- und sechsundzwanzig; der Grössere, der die Meinung «keine Wahl» vertrat, zwei, drei Jahre älter. Gut gekleidet waren beide – keine Bluejeans, sondern helle Leinenhosen und frische Hemden. Und beide waren auch an den Unterarmen tätowiert; der Kleinere mehr und farbig ... für sizilianische Verhältnisse allerdings noch im Normbereich.

«Ich will alles nachholen, was ich in den strengen helvetischen Arbeitsmonaten in Luzern versäumt habe.»

Wie bitte? Schlechtes Gewissen ... ob ich wegen des anonymen Zuhörens ein schlechtes Gewissen hatte, Herr Doktor? ... Doch, doch, aber nur in engen Grenzen. Habe ich Sie jetzt enttäuscht, hätte ich mich wegen meines fiesen Lauschangriffs schämen sollen? ... Anständigerweise? Ja, vielleicht. Also: Ich schämte mich fürchterlich ... wenn Sie es unbedingt hören wollen, wenn Sie das beruhigt ... ach was! Jetzt im Ernst: Nein, ich hatte während des Zuhörens kein besonders schlechtes Gewissen ... bitte? Nicht fair? Gut, da haben Sie sicher recht, es war tatsächlich nicht fair von mir ... aber auch nicht ganz unfair, ich meine ... warum nicht? Also, ich versuche, es Ihnen zu erklären – wobei ich bezweifle, dass Sie mich verstehen werden, Herr Doktor... mit Verlaub. Schauen Sie: Ich fühle mich wohl bei Ihnen, hier, in der Schweiz, meine echte Heimat ist das allerdings nicht. Meine Muttersprache spreche ich ausserhalb der Familie kaum, ich bevorzuge nicht unbedingt italienische Spielfilme und die «pagina-italiana» in den lokalen Zeitungen lese ich auch nicht ... ich bin also über meine alte Heimat recht wenig informiert.

Meine Entscheidung? Meine Schuld? Okay, okay! Da haben Sie recht. Die Möglichkeit hätte ich hier, das gebe ich zu, ich nütze sie nicht, richtig. Warum? Ach, das wissen Sie doch! Die Arbeit, wir haben zwei Kinder, die chronische Müdigkeit am Abend ... keine Zeit und zu wenig Energie. Für die Pflege meiner guten, alten – und jetzt leider ein bisschen schwächelnden – Heimatliebe bleiben mir tatsächlich nur die zwei, drei Ferienwochen. Die möchte ich aber geniessen, dann will ich mehr als nur via Zeitungen etwas über meine Heimat und ihre aktuellen Probleme erfahren ... mich also nicht gleich als Vollblutitalienerin erkennen lassen; oder anders gesagt: Ich will alles nachholen, was ich in den strengen helvetischen Arbeitsmonaten in Luzern versäumt habe: still zuhören, von den fremden Schicksalen – oder von dem lokalen politischen Schlamassel –, etwas hören, wieder dabei sein. Ich finde es toll. Wirklich!

Mein Mann allerdings weniger. Er geniert sich für mich. Das fängt schon an, wenn wir in Italien in ein Restaurant gehen, ich loslege und ungehemmt Deutsch spreche. Giovanni weiss dann, dass mein Lauschangriff nah ist, und lauert. Ab und zu verrät er mich – ja, das finde ich besonders schlimm –, er sagt nämlich ein paar Sätze laut und deutlich auf Italienisch. Da bin ich schnell wütend, ich hasse es, wenn er mir meine harmlose Ferienfreude vermasselt ... bitte? Harmlose? Ja, ich finde meine kleinen Lauschexperimente harmlos, sie verletzen doch niemanden, sie tun niemandem weh ... wie? Nun ja, ganz korrekt ist das schon nicht, Herr Doktor, das gebe ich zu. Hoffentlich werden Sie mir aber nicht böse, wenn ich jetzt ehrlich bin: Sie können es nicht richtig beurteilen ... wie ich das meine? Bitte: Sie leben in Ihrer Heimat, Sie sprechen täglich Schwyzerdütsch, Ihre Muttersprache, Sie haben Freunde und Verwandte hier, Sie lesen vermutlich ein oder zwei von den hiesigen Zeitungen, Sie können wählen, und auch die Namen der regionalen Politiker sagen Ihnen etwas. Mir dagegen nichts oder sehr wenig. Erst in Italien, in meinem alten Zuhause, finde ich das Vertraute wieder. Dann will ich eintauchen, mich verstecken, wenn Sie wollen: ein bisschen spionieren; meine rotblonde Mähne macht es mir möglich, vorausgesetzt allerdings – mein Mann verrät mich nicht. Ja, ja, er tut es ... aber Gott sei Dank relativ selten, denn er möchte den unausweichlichen Abendstreit meistens vermeiden. So erfahre ich viel mehr als aus dem Fernsehen oder von unserer älteren italienischen Verwandtschaft. Die will nur über andere Verwandte – la nostra famiglia! – reden, lauter Tratsch.

So! Jetzt habe ich keine Ahnung, worauf ich hinaus wollte ... bitte? Ach ja, richtig! Danke!

Die beiden Jungs ... Unsinn, das waren schon erwachsene Männer, standen und debattierten an der

Korrespondenz:
Dr. med. Adolf Jens Koemeda
«Breitenstein»
CH–8272 Ermatingen

Theke, nicht weit von unserem Tisch, ich konnte fast jedes Wort verstehen. Ich lauschte also. Mein Mann merkte es sofort und warf mir wütende Blicke zu. Ich dagegen lächelte, sprach etwas lauter – Deutsch natürlich – warf meine blonde Haarsträhne aus der Stirn und trat ihn unter dem Tisch sanft ans Schienbein.

– Ich gehe ... ich gehe sofort, zischte er mir zu.

– Gut, geh, mein Schatz, sagte ich in normaler Lautstärke und lachte ... – Geh nur, niemand hindert dich daran.

Ich wusste natürlich, das tut er nicht, eifersüchtig ist er immer noch, halt wie die meisten italienischen Männer, davon ging ich aus; und ich täuschte mich nicht.

Doch, doch, mich interessierte schon, was an der Theke besprochen wurde, klar. Ich weiss aber nicht, Herr Doktor, ob Sie das interessiert ... ist ja egal, sagen Sie? Gut, da haben Sie sicher recht! Ich muss versuchen, mehr auf meine eigenen Bedürfnisse zu achten und weniger zu schauen, was man von mir erwartet oder hören will. Tja ... das gelingt mir halt nicht immer.

Der Kleinere also, der mit der farbigen Tätowierung, war offensichtlich in Not. Er sollte die fälligen Schutzgebühren – pezzo, nennt man es dort – von dem Chef eines kleinen Betriebes, möglicherweise eines Restaurants, abholen. Und das wollte er nicht.

– Da gibt's keine Diskussion ... nur dem Sinne nach, Herr Doktor –, sagte der Ältere. – Du hast keine Wahl. Du musst.

Der Kleinere schüttelte den Kopf; er war sich wahrscheinlich nicht so sicher.

Und der Ältere fuhr gleich weiter: – Das hättest du dir viel früher überlegen müssen! Jetzt bist du einer von uns, jetzt gehörst du zur Familie ... Der Kleinere widersprach: – Familie, Familie! Bruno hat auch eine Familie, eine echte Familie. Und sein Geschäft läuft gar nicht gut, das hab' ich nicht nur von ihm gehört; wir kennen uns schon seit Jahren, wir haben gemeinsam die Schulbank gedrückt.

Und der Ältere: – Ich weiss, man kennt sich ... dann ist es besonders schwer. Das war aber schliesslich deine Entscheidung, mein Lieber, du wolltest in Monreal bleiben. Man wollte dich nach Messina oder Enna schicken, du erinnerst dich doch, gerade aus diesem Grund! Du hast dich anders entschieden ... niemand hat dich dazu gezwungen.

Er gab dem Bunttätowierten einen Klapps auf den Rücken, jetzt redete er plötzlich leiser und viel schneller, ich hatte grosse Mühe zu folgen. Mein Mann schaute mich an, nicht schadenfroh, eher überrascht und unzufrieden; vermutlich wollte nun auch er ein bisschen zuhören und mehr erfahren.

Der Jüngere tat mir leid. Der Ältere allerdings auch. Grosse Bosse waren sicher beide nicht. Der eine verfügte wahrscheinlich nur über eine längere Erfahrung mit dem Betrieb.

– Was kannst du, Claudio, sagte der Ältere wieder etwas lauter, – Was hast du gelernt? Wartet irgendwo eine tolle Chance auf dich? Bei uns in Sizilien? Oder in der Schweiz? Oder in Amerika? Da sehe ich ziemlich schwarz.

– Vielleicht zwei Brüder?, sagte ich leise auf Deutsch. Mein Mann nickte.

Der Ältere wusste wahrscheinlich, dass er seinen jüngeren Bruder überzeugen sollte ... denn er kämpfte jetzt auch um die eigene Haut. Die Sippenhaft ... ja, den Ausdruck hatte ich schon oft gehört.

Ich sollte mich vielleicht einmischen, meinte mein Mann.

– Ach Gott, ist das dein Ernst? ... Spinnst du?, flüsterte ich.

– Gar nicht, flüsterte er zurück. – Für die beiden ist es extrem schwierig. Hier, in Monreal, können sie mit niemandem über ihr Dilemma reden. Am ehesten mit mir, einem Fremden. Verstehst du das?

«Mich interessierte schon, was an der Theke besprochen wurde, klar.»

– Wenig!

– Gut, du bist aus Mailand, nicht von hier. Die beiden tun mir halt leid.

– Mir auch, Giovanni, mir auch. Was kannst du hier aber schon bewirken? Sei bitte realistisch.

Er schwieg eine Weile. – Nicht viel wahrscheinlich, antwortete er endlich. – Ja, da hast du vermutlich recht!

Wir blieben noch eine gute Stunde in dem gemütlichen Lokal. Bevor wir aufbrachen, sagte mein Mann einen Satz, der mir nicht gänzlich neu war, der mich aber ein paar Tage lang immer wieder beschäftigte:

– Der «Ehrenwerten Gesellschaft» anzugehören, dann aussteigen zu wollen – und zugleich grossen Wert darauf zu legen, unbedingt weiterzuleben ... tja, das gehört zu den schwierigsten Dingen auf dieser Welt.

Sie werden langsam unruhig, Herr Doktor, ja, ja, ich spüre es hinter meinem Rücken. Möglicherweise geht unsere Stunde bald zu Ende. Moment, welche Zeit haben wir eigentlich? ... Nur noch vier Minuten. In dem Fall lohnt es sich nicht mehr, mit einem neuen Thema anzufangen. Darf ich schon aufstehen?

Also bis zum nächsten Freitag. Zu unserer Zeit.